

*Reinhold Görling, Christian Gudehus & Wolfgang
Wöller*

Editorial



Trauma Kultur Gesellschaft

1. Jahrgang, Nr. 3, 2023, Seite 5–10

DOI: 10.30820/2752-2121-2023-3-5

Psychosozial-Verlag



Impressum Trauma Kultur Gesellschaft

ISSN 2752-2121 (print)
ISSN 2752-213X (digital)
www.psychosozial-verlag.de/tkg
1. Jahrgang, 2023, Heft 3
<https://doi.org/10.30820/2752-2121-2023-3>

Herausgeberinnen und Herausgeber:
Prof. Dr. Reinhold Görling,
PD Dr. Christian Gudehus,
Prof. Dr. Andreas Hamburger,
Prof. Dr. Gabriele Schwab,
Prof. Dr. Jürgen Straub,
Prof. Dr. Annette Streeck-Fischer,
PD Dr. Wolfgang Wöller

Derzeit geschäftsführend:
PD Dr. Christian Gudehus,
Prof. Dr. Annette Streeck-Fischer

Manuskripte:
Die Herausgeberinnen und Herausgeber freuen sich über die Zusendung von Manuskripten, die im Peer-Review-Verfahren begutachtet werden: traumakulturgesellschaft@ipu-berlin.de
Bitte beachten Sie dazu die Schreibanweisungen der *Trauma Kultur Gesellschaft*.

Erscheinungsweise:
vierteljährlich

Verlag, Abonnementbetreuung:
Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG
Walltorstraße 10
35390 Gießen
Tel.: 0641/969978-26
Fax: 0641/969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Bezug:
Jahresabonnement 65,90 € (zzgl. Versand)
Einzelheft 22,90 € (zzgl. Versand)
Studierende erhalten 25 % Rabatt auf das Abonnement (gegen Nachweis).
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt.

Anzeigen:
Anfragen zu Anzeigen bitte an den Verlag: anzeigen@psychosozial-verlag.de
Die Anzeigenpreise finden Sie in den auf der Verlagshomepage hinterlegten Mediadaten.

Copyright:
© 2023 Psychosozial-Verlag GmbH & Co KG, Gießen
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gewaltfolgen

Editorial

Trauma Kultur Gesellschaft, 1(3), 2023, 5–10
<https://doi.org/10.30820/2752-2121-2023-3-5>
<http://www.psychosozial-verlag.de/tkg>

Über Folgen von Gewalt zu sprechen, erscheint als ein sehr umfassendes und zugleich diffuses Thema. Das liegt zum einen an der Schwierigkeit einer Definition von Gewalt. Diese beginnt schon damit, dass sich das deutsche Wort ›Gewalt‹ und das lateinische Wort *violentia*, aus dem sich der entsprechende Begriff in den lateinischen Gegenwartsprachen und dem Englischen entwickelt hat, in ihren Bedeutungen deutlich unterscheiden und dies bis heute fortwirkt. Das im Mittelhochdeutschen nachweisbare Wort weist auf ein eher anonymes Wirken von Kräften hin, wie es noch heute im Verb ›walten‹ oder dem Substantiv ›Verwaltung‹ alltagssprachlich gebraucht wird. So bilden wir z. B. das Kompositum ›Naturgewalt‹, was im Französischen nur als *forces de la nature* und auch im Englischen nur als *force of nature* übersetzbar wäre, das aber auf die Kraft abhebt. Ähnlich verhält es sich, wenn z. B. von ›demokratisch legitimierter Staatsgewalt‹ gesprochen wird, was im Französischen wohl als *autorité de l'État* und im Englischen als *state power* oder *state authority* ausgedrückt würde. Das lateinische *violāre* verweist sehr direkt auf Handlungen, die verletzen, misshandeln oder zerstören, und ist damit auch sehr nahe an der Bedeutung des griechischen Wortes *trauma*, das dem Wortsinn nach ›Verletzung‹ bedeutet. Dass die unterschiedlichen Assoziationshöfe der Worte ›Gewalt‹ und *violence* gerade in Zeiten der Internationalisierung

von Diskursen eine große Rolle spielen, ließe sich an Begriffen wie dem der *structural violence* und seiner geläufigen Übersetzung als ›strukturelle Gewalt‹ schnell zeigen. Während der englische Begriff und seine entsprechenden Formen in den romanischen Sprachen stark mit der Vorstellung der Verletzung oder Schädigung grundlegender menschlicher Bedürfnisse verbunden sind – der norwegische Soziologie Johan Galtung, von dem der Begriff stammt, definiert *violence* als »any avoidable insult to basic human needs« und *structural violence* entsprechend als »causing basic human needs deficits« (Galtung & Fischer 2013, S. 35) –, lässt sich für die deutsche Wendung ›strukturelle Gewalt‹ ein Gebrauch aufzeigen, der schon soziale Ungleichheit mit dem Begriff belegt.

Aber auch wenn wir die Bedeutung des Begriffs der Gewalt im Thema dieses Heftes auf die Dimensionen der Misshandlung, Verletzung und Zerstörung begrenzen, ihn also weitgehend synonym zum Begriff der Traumatisierung verwenden, entkommen wir dem Problem nicht. Es gibt keine monokausale Verbindung zwischen Situationen und Erlebnissen und ihren Folgen für das Individuum mit seiner je eigenen Weise der Erfahrung. Der häufig vorgebrachte Zirkelschluss, dass Traumatisierungen eine Folge von Erlebnissen sind und man daher auch von ›traumatischen Erlebnissen‹ sprechen könne, ist irrefüh-

rend. Auch wenn der Zusammenhang, dass die Erfahrung einer Situation der Gewalt traumatisierend ist, oft zutrifft, er stimmt nicht immer. Denn erstens hat nicht jedes Erlebnis für jede Person dieselben Folgen, es gibt individuelle Differenzen; die Bedeutung von Dispositionen und vielfältigen, auf die unmittelbare Traumaeinwirkung folgenden Einflüssen wird gerade in den nicht psychologisch-medizinisch ausgerichteten Disziplinen noch allzu oft unterschätzt. Es gibt aber auch soziale und kulturelle Unterschiede, die für die Möglichkeiten, das zerstörerische Potenzial von Gewalterfahrungen zu verringern oder zu verstärken, entscheidend sein können.

Eine weitere Herausforderung entsteht durch die Problematik der Übertragung des Begriffs des Traumas auf gesellschaftliche Dimensionen der Gewalt. Nur zu oft übergehen sozialpsychologische Argumentationen das Problem, dass die Annahmen über die Folgen der Traumatisierung an Individuen und ihrem Leiden gewonnen wurden, deren Weisen der Wahrnehmung, Erfahrung und Reaktion aber mit den Handlungen von Kollektiven nicht einfach in eins gesetzt werden können. Die Rede von einem ›kollektiven Trauma‹ ist allenfalls Metapher und bleibt die Erklärung, wie sich individuelle Traumatisierung auf soziokulturelle Kollektive auswirkt, schuldig. Jedenfalls gibt es bisher keine ernstzunehmende Theorie, die es erlauben könnte, im selben Sinne von einem ›kollektiven Körper‹ oder einer ›kollektiven Psyche‹ zu sprechen, wie wir es vom individuellen Körper und der individuellen Psyche tun. Wohl beruht jede psychische Traumatisierung darauf, dass Menschen soziale Wesen sind, die notwendig auf den anderen Menschen bezogen sind und ihre soziale Wahrnehmung auch nicht abstellen können; diese grundsätzliche Offenheit und Bezogenheit hat ihre innere Dynamik aber im

Individuum und nur durch dieses Verhältnis hindurch werden Aussagen über die Folgen von Gewalt für Kollektive und ihre Weisen der Kommunikation und Organisation möglich. Deshalb ist es auch nach wie vor sinnvoll, die Folgen von *man-made disasters* von solchen zu unterscheiden, die sich als *natural disasters* ereignen. Mag das in Bezug auf Umweltzerstörungen auch nicht immer klar differenzierbar sein – es macht für den Bezug des jeweils betroffenen Individuums auf die Gesellschaft und ihre Gruppen einen Unterschied, wenn die Zerstörungen durch Nachlässigkeit oder gar mutwillig herbeigeführt werden.

Einer grundsätzlichen Definition des Begriffs der Gewalt ausweichend, gehen wir von einer Arbeitsdefinition aus, die dem Begriff der *violence* wahrscheinlich näher ist als dem der Gewalt: Es geht um Handlungen, durch die Menschen (einzelne oder Gruppen) intendiert auf andere (einzelne ebenso wie Gruppen oder Gemeinschaften) einwirken, indem sie ihnen die Verletzung ihrer körperlichen Integrität androhen oder diese tatsächlich ausführen, indem sie ihre soziale oder ökologische Umwelt zerstören oder ihnen den Zugang zu ihr verwehren oder indem sie psychischen Zwang ausüben in einer Situation eklatanter subjektiver und/oder objektiver Abhängigkeit. Die Schwierigkeit, das Thema der Gewaltfolgen zu umreißen, entsteht aber auch durch die Natur des Problems der Gewalt selbst. Wir haben es ja nicht immer mit etwas zu tun, das an Körpern sichtbare Verletzungen hinterlässt. Die zerstörerische Wirkung der Gewalt umfasst viele Bereiche, die nicht ohne Weiteres einer direkten Beobachtung zugänglich sind, weil das, was verletzt oder zerstört ist, psychischer, sozialer oder kultureller Natur ist, also das innere und emotionale Erleben, das soziale Miteinander oder die kulturellen Dimensionen der Ver-

ständigkeit und Weitergabe von Gefühlen, Erfahrungen und Wissen betrifft. Das bedeutet aber auch, dass in die Diskussion über die Folgen der Gewalt immer auch eine Vorstellung, wenn nicht eine Theorie dessen eingeht, was durch die Gewalt direkt tangiert wird. In einem gewissen Sinne kann man sogar sagen, dass über die Erforschung der Wirkung von Gewalt auf Individuum, Gesellschaft und Kultur überhaupt erst zentrale Dimensionen ihrer Weisen der Existenz und Selbstregulierung des Einzelnen und der Gemeinschaft und ihrer Institutionen deutlich werden. Das ist vielleicht nicht viel anders als in Wissenschaften wie der Neurologie, in der erst über eine Analyse der Verletzung einzelner Bereiche ein Verständnis über den Gesamtzusammenhang der neuronalen Prozesse möglich wird. Und schließlich verweisen Unterschiede der Folgen von auf einer äußerlichen Ebene vergleichbarer Gewalt in unterschiedlichen individuellen, sozialen und kulturellen Zusammenhängen wiederum auf die Bedeutung je spezifischer Weisen des Umgangs, der Symbolisierung, Verarbeitung und Weitergabe im individuellen, sozialen und kulturellen Sinne. Und auch das ist auf der Ebene des einzelnen betroffenen Individuums kaum zu bestimmen, da ja sein Denken und Fühlen in eine soziale, kulturelle und politische Umgebung eingebettet und mit ihr aktiv verwoben sind. Von diesem Zusammenhang haben auch diejenigen eine Vorstellung, die Gewalt in sozialen und politischen Zusammenhängen ausüben. Gewalt ist nie nur einfaches Mittel, wie der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty in seinen kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geschriebenen Aufsätzen in *Humanismus und Terror* so eindringlich darlegt. Wie immer sich das im Einzelnen jeweils darstellen mag, Gewalt, die gerne als das Gegenteil von Kommunikation gedacht wird,

hat immer auch einen kommunikativen, auf das Denken, Fühlen und Handeln des Einzelnen und der Gruppe ausgerichteten Aspekt.

Mit dem Begriff der *extremen Gewalt* werden meist gesellschaftliche Situationen bezeichnet, in denen Mord, Folter und weitere Beschädigungen des Körpers und der Seele in Kontexten kollektiver Gewalt zu beklagen sind. Kollektiv ist Gewalt dann, wenn die Zugehörigkeit zu einer Gruppe Gewalt gegen Angehörige mindestens einer anderen Gruppe rechtfertigt. Diese Gruppen können unterschiedlich verfasst sein, das schließt imaginierte Kollektive ein. Es gibt also ein *Wir*, eine Nation, einen Sportklub, eine politische Bewegung, eine sogenannte ›Ethnie‹ (oft nach Hautfarbe oder Religion, vielleicht auch Kleidung und Bräuchen von anderen unterschieden), die ein *Sie* annimmt oder konstruiert, das wie eine Rasse imaginiert wird oder – wie beispielsweise ein Nationalstaat – tatsächlich existieren kann. Die Ausübung dieser Gewalt kann individuell jenseits der Gruppenzugehörigkeit motiviert sein – Rache, Gewinnsucht, Lust –, möglich und rechtfertigbar wird sie allerdings durch den Bezug auf Kollektive. Gleiches gilt für die Folgen: Sie betreffen einerseits Individuen, die unmittelbar beschädigt worden sind, andererseits richtet sich der Angriff auf eine Gruppe mit entsprechenden Konsequenzen für diejenigen, die dieser Gruppe angehören oder dazugerechnet werden.

Extreme Gewalt richtet sich auch auf die Angehörigen eines Kollektivs, die selbst nicht direkt von Misshandlung, Vergewaltigung und Mord betroffen sind. Und sie hat Folgen für die gesamte Gesellschaft, weil sie so etwas wie einen allgemeinen Entsolidarisierungsdruck ausübt. Die Beiträge dieser Ausgabe der *Trauma Kultur Gesellschaft* beleuchten aus unterschiedlichen Perspek-

tiven diesen Zusammenhang. Im Zentrum steht er im ersten Beitrag, einem Gespräch mit dem argentinischen Soziologen und Genozidforscher *Daniel Feierstein*. An den Beispielen NS-Deutschlands und Argentiniens unter der Militärdiktatur der Jahre 1976 bis 1983 verdeutlicht Feierstein, wie schon die frühen deutschen Konzentrationslager und auch die Foltereinrichtungen der Junta Terror in die Bevölkerung trugen. Damit einher ging eine Fragmentierung der jeweiligen Gesellschaften in Gruppen, die von da an als fundamental unterschiedlich wahrgenommen werden – und zwar bis heute, wo in Deutschland noch immer zwischen Juden und Deutschen unterschieden wird und kaum noch ein Bewusstsein über die grundlegende Bedeutung jüdischer Deutscher für die Entwicklung von Kultur und Wissenschaft seit der Aufklärung und insbesondere in den Jahrzehnten vor 1933 besteht. Gewaltfolgen sind also nicht nur körperliche und psychische, von Ärzten und Therapeuten zu behandelnde Beschädigungen, sondern auch und gerade massive Verschiebungen in den Prozessen der Identitätsbildung, in Narrativen des (kollektiven) Selbst, ja in der gesamten ›mentalen Infrastruktur‹ (Harald Welzer) der betroffenen Gemeinschaften und in einigen Fällen sogar darüber hinaus. Feierstein betont, dass extreme Gewalt seit dem 20. Jahrhundert als ein strategisches und zunehmend auch politisch kalkuliertes Mittel zur Transformation von Gesellschaften anzusehen ist. Damit verändert sich aber auch das Verständnis von Genozid: Der Völkermord bedient sich in der Regel des Wir-Ihr-Schemas, das auch überkommene soziale und kulturelle Konflikte mobilisieren kann, sein rationales Kalkül aber liegt in der Zerstörung des sozialen Gefüges einer Gesellschaft und dem Druck auf den Einzelnen zur Übernahme eines Gefühls der Hilflosigkeit und Ohnmacht.

Auch für den in Uruguay lebenden Psychoanalytiker *Marcelo N. Viñar* ist der Riss des sozialen Bandes ein zentraler Aspekt von Traumatisierung, weil diese die innere Bezüglichkeit auf den guten, ein Mindestmaß an Verlässlichkeit bietenden anderen untergräbt und nicht selten zerstört, zugleich aber auch die anderen, die soziale Umwelt und die Gesellschaft als Ganzes einem Druck aussetzt, eben dieser Realität auszuweichen und damit das Opfer der Gewalt weiter in den Verlust des Vertrauens und in eine kaum erträgliche Einsamkeit zu treiben. Wie Feierstein bezieht sich Viñar auf die terrorisierende Gewalt der Lager und der Folter, er schließt aber auch die Situation derer mit ein, die von der Gesellschaft und ihren Institutionen radikal ausgeschlossen werden, denen das Recht, Rechte zu haben, nicht zuerkannt wird. Während Feierstein in seinen Überlegungen und Thesen zu Gewaltfolgen vor allem auf die Verbindung zwischen der extremen Gewalt und den sozialen und sozialpsychologischen bzw. auf Gruppen bezogenen Prozessen abhebt, geht es Viñar stärker um die Verknüpfung des individuellen Leides mit seiner kulturellen und sozialen Einbettung. Das Überleben von Situationen extremer Gewalt wie der Folter oder der Inhaftierung in Konzentrations- und Vernichtungslagern ist sehr oft nur um den Preis von psychischen Spaltungen oder Dissoziationen möglich. Sie prägen die Opfer meist für ihr ganzes Leben, aber sie wirken sich auch als Spaltung ganzer Gesellschaften aus. Das Rätsel der extremen Traumatisierung, über das Viñar schreibt, hat diesen doppelten Aspekt, in dem sich psychische Dissoziationen der Individuen und soziokulturelle Dissoziationen der Gesellschaft ergänzen und das soziale Band zerreißt. Viñar macht deutlich, dass der Riss in der sozialen Textur ein Prozess ist, in dem die Dissoziationen, welche die Gesell-

schaft durchziehen, die individuellen Prozesse der Symbolisierung der Erfahrung zusätzlich erschweren und verunmöglichen. Die Strafflosigkeit der Täter intensiviert und prolongiert diese Spaltung. Es braucht Historiker und Gerichte, im Kern aber ist das Finden und Erfinden von Kommunikation und Sprache ein poetischer Prozess, wie Viñar schreibt. Schließlich bedarf es mindestens dreier Generationen und eines sich mit der sinnlichen Erfahrung verbindenden Sprechens über die traumatisierende Gewalt, um eine soziale und kulturelle Textur wieder zu weben. Es wird aber nie dieselbe sein und in Vielem bedeuten die Folgen der Gewalt auch einen Verlust, der nie reparabel sein wird und das Leben der Menschen für lange Zeit verändert. Insofern ist jedes Durcharbeiten der Erfahrung von Gewalt immer auch Arbeit der Trauer über Verlust.

In ihrer vergleichenden Untersuchung verfolgt die Sozialanthropologin *Carol Kidron* die Frage, wie eine solche Generationenfolge von Nachfahren in der dritten Generation, die ihre ermordeten Vorfahren nicht mehr persönlich kennenlernen konnten, wieder geknüpft werden kann und welche ebenso kulturellen wie individuellen Symbole und Rituale hierbei aufgegriffen oder poetisch erfunden werden. Entlang der bewegenden Gespräche mit den Enkeln von Opfern des Holocaust und des Genozids in Kambodscha macht Kidron zugleich deutlich, wie die kulturellen Formen des Eingedenkens, der Erfahrung von Zeit und Geschichte, sowie der alltäglichen Praktiken und Rituale Möglichkeiten für einen solchen Umgang mit der Geschichte der Traumatisierung ebenso anbieten wie gestalten. Schließlich verweist ihr Beitrag auch darauf, welche hohe Bedeutung den ästhetischen, kulturellen und sinnlich-symbolischen Formen für das zukommt, was von Aaron Anton-

ovsky in seiner Theorie der Salutogenese *sense of coherence* genannt wird.

Wolfgang Wöller gibt einen Überblick über eine zentrale, doch oft kaum beachtete Dimension der Gewaltfolgen: Auch wenn wir heute um die prinzipielle Untrennbarkeit von somatischen und psychischen Prozessen wissen, so bleiben die körperlichen Folgen, soweit sie nicht auf physische Einwirkung zurückgehen und in diesem Sinne zu Verletzungen führen und Narben hinterlassen, oft übersehen. Das hat zum einen damit zu tun, dass bestimmte psychische Störungen scheinbar direkter mit ihren Entstehungsursachen verbunden werden können, weil sie sich in beschreibbarem Verhalten äußern, zum anderen aber auch damit, dass die körperlichen Manifestationen die traumatischen Erfahrungen infolge einer traumabedingten Störung der Repräsentanzenbildung nur auf der Ebene ihrer physiologischen Korrelate und nicht oder nur ungenügend auf der Ebene ihrer psychischen Repräsentanzen abbilden können. Es kann als wissenschaftlich gesichert gelten, dass bei einer Traumatisierung ein maßgeblicher, die affektive Intensität der Erfahrung von Gewalt betreffender Teil in einer Weise mental gespeichert wird, die einen Zugang durch bewusstes Erinnern nicht oder nur erschwert erlaubt.

Der fünfte und letzte Beitrag unseres Heftes führt in die alltägliche Arbeit eines Therapiezentrums für Überlebende von Folter und Krieg. *Eike Leidgens* von der Medizinischen Flüchtlingshilfe Bochum e. V. berichtet im Gespräch über die Schwierigkeiten, die sich aus dem Mangel an Möglichkeiten und den gesetzlichen und sozialen Rahmenbedingungen bei der Hilfe für Flüchtlinge und Überlebende von Trauma und Krieg ergeben. Die oftmals prekäre rechtliche Situation und die damit verbundene Unsicherheit ebenso wie die

soziale Isolierung entzieht den Menschen gerade das, was sie nach den Erfahrungen der Gewalt dringend bräuchten: eine Verlässlichkeit der Lebenssituation und eine Möglichkeit, Vertrauen in soziale Beziehungen wiederzugewinnen. Dazu gehören auch die kulturellen Dimensionen des Umgangs mit traumatischen Erfahrungen und der Salutogenese überhaupt, auf die der Beitrag von Kidron so eindringlich verweist. Leidgens Beispiele zeigen zudem mit Nachdruck auf, dass in der Arbeit mit Flüchtlingen nicht nur eine Offenheit für die Mitteilung der Erfahrungen von Leid, sondern eben auch eine Sensibilität für die kulturelle Differenz in der Darstellung von und Arbeit mit Erfahrungen der Gewalt erlernt werden müssen.

*Reinhold Görling,
Christian Gudehus & Wolfgang Wöller
im Juli 2023*

Literatur

- Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. dgvt-Verlag.
- Galtung, J. & Fischer, D. (2013). *Johan Galtung. Pioneer of Peace Research*. Springer.
- Merleau-Ponty, M. (1966). *Humanismus und Terror* (2 Bände). Suhrkamp.
- Welzer, H. (2011). *Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und die Seelen kam* (Schriften zur Ökologie, Band 14). https://www.boell.de/sites/default/files/Endf_Mentale_Infrastrukturen.pdf